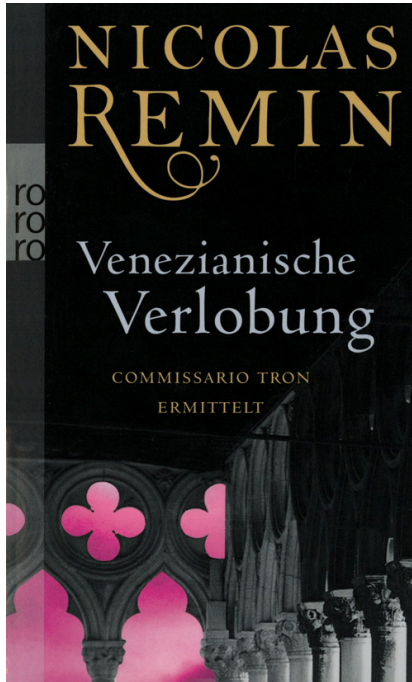


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25300-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).



# Inhalt

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32

33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51

# 1

Der *sandalo* war lächerlich klein, höchstens drei Meter lang, dafür aber war das Boot, wie der Mann schnell feststellte, außerordentlich wendig. Als er seinen Rhythmus gefunden hatte (ein Ruderschlag kam auf vier Atemzüge), lagen die Ruder bequem in der Hand, und das leise Klatschen, das sie beim Eintauchen ins Wasser machten, war kaum zu hören. Wäre der kalte Nebel nicht gewesen, der mit jedem Ruderschlag dichter wurde, hätte es ihm sogar Spaß gemacht, durch die nächtlichen Kanäle zu rudern.

Die Sicht betrug höchstens drei Meter, und er hielt sich sorgfältig in der Mitte des Kanals, um nicht an einen der hölzernen Stege zu stoßen, die bei Flut nur knapp über der Wasseroberfläche lagen. Die Hausfassaden, die sich als schwarze, kompakte Massen zu beiden Seiten des *rio* auftürmten, zogen vorüber wie ferne Vorgebirge. Ein paar Ruderschläge lang fühlte er sich in die Zeit zurückversetzt, als die Lagunenstadt noch ein Gewirr aus schilfbewachsenen, unbewohnten Inseln gewesen war.

Als Gelächter aus einem der Fenster drang, an denen er gerade vorüberglitt, fuhr sein Kopf ruckartig herum. Das Gelächter schwoll an, zerfiel dann wie morsches Gestein in trockenes Kichern und erinnerte ihn daran, wie er sie zum ersten Mal gesehen hatte: kichernd in einer Gruppe von anderen jungen Frauen, die (es war ein sonniger Frühlingmorgen gewesen) in weißen, luftigen Kleidern auf der Piazza vor dem *Café Quadri* gestanden hatten.

Vor fünf Minuten hatte er die Mündung des Rio di San Luca passiert und steuerte den *sandalo* jetzt vorsichtig in den Rio della Verona. Sein Ziel war das vierte Haus auf der linken Seite, ein kleines zweistöckiges Gebäude mit schadhaftem Putz und einem reparaturbedürftigen Dach. Er würde es auch bei dichtem Nebel daran erkennen, dass der klei-

ne Holzsteg vor dem Wassertor mit einem weißen Geländer versehen war.

Heute Nachmittag hatte er kurz mit dem Gedanken gespielt, eine große Flasche Grappa zu kaufen, den Korken wegzuworfen, sich voll laufen zu lassen und notfalls zwei Tage lang die Luken dichtzumachen. Aber er wusste, dass das keine Lösung war, und seine Hände verkrampften sich um die Ruder. Dann sah er das weiße Geländer durch den Nebel schimmern und darunter den Steg.

Er legte die Ruder ab, wobei er sorgfältig vermied, ein Geräusch zu verursachen. Dann stand er vorsichtig auf, zündete sich eine Zigarette an und blies einen Rauchring in den Nebel. Ohne Überraschung registrierte er, dass der Rauch regungslos in der feuchten Luft verharrte. Schließlich bückte er sich und griff nach der Leine, die am Bug des *sandalo* befestigt war. Beim Bücken presste sich die Lederseide, in der sein Messer steckte, gegen seine Hüfte.

Das Mädchen trug ein dünnes Kleid, darüber einen zerschissenen Umhang aus dunkelbraunem Stoff, der knapp unter ihren Knien endete, und der Schnelligkeit wegen einfache Leinenschuhe. Im Schein der Gaslaternen, die den Eingang des *Teatro La Fenice* zu beiden Seiten flankierten und kränklich durch den dichten Nebel schimmerten, färbte sich ihr Haar fast goldblond. Der Laternenschein betonte die Schönheit ihres Gesichtes, das von dem feinen Sprühregen, der durch die Nebeldecke herabsickerte, klitschnass war. Das Mädchen strich sich mit der Hand über die Stirn, so als könne sie den Nebel wegwischen wie einen feuchten Fleck auf einer Tischplatte, aber die Nässe schien an ihr zu kleben wie Spinnweben.

Ihre Mundwinkel zogen sich verächtlich nach unten, als ihr Blick zwei jüngere Mädchen streifte, die auf der anderen Seite des Eingangs warteten, um nach der Vorstellung Sträußchen aus Strohblumen zu verkaufen - mit einem ar-

tigen Knicks. Bei dem Gedanken, dass sie bei *ihrer* Arbeit einen Knicks machen könnte, musste sie lachen.

Pünktlich um halb elf drang ein Glockenschlag von San Stefano durch den Nebel, und fast gleichzeitig gingen die Lichter im Foyer an. Ein paar Minuten später kamen die ersten Opernbesucher von der Garderobe, und die livrierten Diener rissen die Türen auf. Einen Augenblick lang wehte ein Schwall stickiger, warmer Luft aus dem Foyer des Fenice-Theaters auf den kalten Vorplatz, und ein schartiger Lichtstrom von Gelb und Orange ließ den Nebel über den Eingangsstufen aufleuchten.

Dann strömten die Besucher ins Freie, und mit einem Mal hatte sich der Campo San Fantin, der vor zehn Minuten lediglich von einem knappen Dutzend frierender Diener bevölkert worden war, in einen Bienenstock aufgeregter und schnatternder Opernbesucher verwandelt. Alle rannten durcheinander, schrien Namen und Befehle, verloren sich in der nebligen Dunkelheit, fanden sich wieder und bildeten ein Gewirr von Blendlaternen und Fackeln, deren Lichter die Colliers der Damen aufblitzen ließen wie Münzen in einer Pfütze.

Das Mädchen löste sich von seiner Position und setzte sich in Bewegung. Sie durchquerte den Campo mehrmals in verschiedenen Richtungen, und ein paar Minuten später hatte sie eine geeignete Person entdeckt: einen Mann in einem karierten Mantel, vermutlich ein wohlhabender Fremder, der zwei Schritte von ihr entfernt einem der albernen Mädchen ein Strohblumensträußchen abkaufte. Nachdem er seine Börse in der rechten Manteltasche verstaut hatte, nahm er die Blendlaterne, die er vor seinen Füßen abgestellt hatte, wieder auf und bog langsam in die Calle della Fenice ein, mit zögernden, unsicheren Schritten, so als würde er sich auf Glatteis bewegen.

Das Mädchen folgte ihm vorsichtig, wobei es drei Schritte Abstand hielt. Dann schloss sie lautlos zu ihm auf. Sie

grinste, als ihre Finger, zart wie Schmetterlingsflügel, in seine rechte Manteltasche glitten und die Börse herauszogen.

Später sagte sie sich, dass es eine Scherbe gewesen sein musste, auf die sie getreten war – eine Glasscherbe, die durch die dünne Sohle ihres rechten Leinenschuhs schnitt und sich in ihren Fuß bohrte.

Sie stieß einen Schrei aus, versuchte zu spät, ihr Gewicht auf das andere Bein zu verlagern, und fiel schmerzhaft auf die Knie. Zu allem Überfluss bogen in diesem Moment zwei Carabinieri in die Calle della Fenice ein. Als ihre Helme und ihre schräg über die Brust laufenden weißen Lederriemen aus dem Nebel auftauchten, ging plötzlich alles sehr schnell – zugleich aber kam es ihr langsam vor, fast wie die Serie von graubraunen Daguerreotypen, die sie gestern im Schaufenster eines Photographen an der Piazza gesehen hatte.

Sie öffnete den Metallverschluss der Börse in ihrer Hand und drehte die Börse um, sodass die Münzen auf das nasse Pflaster fielen. Ihre Fingernägel schrammten über die Faust des Mannes, der fluchend ihre Haare gepackt hatte, und gruben sich, wie die Krallen einer wütenden Katze, tief in seine Haut. Dabei kam sie keuchend auf die Füße, duckte sich unter dem Arm des Mannes weg und machte einen Satz in den Nebel hinein.

Hätten die beiden Carabinieri dem Fremden dabei geholfen, den Inhalt seiner Börse aufzuheben, wäre sie ihnen trotz der Verletzung mit Leichtigkeit entkommen. Doch stattdessen machten sie sich sofort an ihre Verfolgung, und durch ihren keuchenden Atem hindurch hörte sie die Stiefel der Männer wie Pferdegetrappel auf dem Pflaster.

Nach einem Sprint von dreihundert Metern bog sie zweimal nach links und einmal nach rechts ab, und obwohl sie diesen Teil Venedigs gut kannte, verlor sie in der Dunkelheit und im Nebel die Orientierung. Plötzlich beschrieb die



Gasse eine scharfe Linkskurve, und als sie um die Ecke bog, sah sie den *sottoportego*, einen Durchgang, schwarz wie ein Minenschacht, der zu anderen Gassen führen konnte oder aber, wenn sie Pech hatte, einfach auf einen Hof. Ohne nachzudenken, lief sie hinein und presste sich gegen die Wand. Gleich darauf hörte sie das Getrappel der Carabinieri um die Ecke biegen und registrierte mit Erleichterung, dass sie an dem *sottoportego* vorbeiliefen. Ihr verletzter Fuß brannte wie Feuer. Kurz bevor ihre Beine unter ihr nachgaben, ging sie in die Hocke. Sie würde ein wenig warten, um ganz sicher zu sein, dass die Männer nicht mehr in der Nähe waren, und dann nach Hause gehen. Sie war jetzt völlig erschöpft und konnte sich kaum noch bewegen. Ihr Mund fühlte sich steif an, mehr aus Angst als vor Kälte. Aus ihrer Nase tropfte Rotz und sammelte sich auf ihrer Oberlippe. Auf einmal kamen ihr mit überraschender Heftigkeit die Tränen, und sie versuchte gar nicht erst, sie zurückzuhalten.

Fünf Minuten später, als ihr rasender Puls sich ein wenig beruhigt hatte, stemmte sie sich an der Wand hoch - und hörte im selben Moment, wie die Schritte der Carabinieri sich wieder näherten. Der Takt, den die Absätze auf das Pflaster klopfen, wurde lauter und lauter - gleich würden sie den *sottoportego* erreicht haben. Also ignorierte sie den Schmerz in ihrem Fuß und humpelte hastig dem schwachen Lichtschein auf der anderen Seite des Durchgangs entgegen.

Normalerweise hätte er den *sandalo* sorgfältig vertäut, aber jetzt schlang er das dünne Tau, das am Bug des kleinen Ruderbootes befestigt war, nur zweimal um einen der beiden Pfähle, die den schmalen Steg trugen. Er rechnete nicht damit, dass er gezwungen sein würde, sich eilig zu entfernen, aber in dieser Situation war es besser, wenn er nicht erst einen Knoten lösen müsste. Es war praktisch

windstill, und auch die immer noch steigende Flut würde nicht die Kraft haben, den *sandalo* abzutreiben.

Der Steg knarrte, als er seinen Fuß auf die Holzplanke setzte. In der nächtlichen Stille kam ihm das Geräusch so laut vor wie Gewehrfeuer. Zu seiner Erleichterung war das Wassertor des Gebäudes nicht abgeschlossen, die Klinke ließ sich lautlos nach unten drücken. Er machte einen Schritt in den Flur, stieß hart mit seinem linken Knöchel gegen einen Haufen Ziegelsteine und hätte vor Schmerz fast laut aufgeschrien. Im Schein der Ölfunzel, die von der Decke hing, sah er rechts den schmalen Ausgang zum Treppenhaus und links, ein paar Schritte von ihm entfernt, ihre Wohnungstür.

Vor der Tür blieb er stehen, klopfte und wartete. Als sich in der Wohnung nichts rührte, klopfte er erneut. Schließlich nahmen seine Ohren, die jetzt auf das leiseste Geräusch eingestellt waren, Schritte wahr, die sich langsam der Tür näherten. Dann ging die Tür auf, er sah das Erstaunen auf ihrem Gesicht und dann den Schrecken und wie sie instinktiv von der Tür zurückwich. Sie tat es, noch während die Tür einwärts schwang, und damit war im Grunde alles entschieden.

Hätte sie ihm in diesem Moment die Tür vor der Nase zugeschlagen und laut um Hilfe gerufen, wäre für ihn alles sehr viel komplizierter geworden. Aber sie beschränkte sich darauf, ihn mit weit aufgerissenen Augen anzustarren, und der Schlag in ihre Magengrube, der sie ins Zimmer schleuderte und ihr die Luft nahm, hinderte sie am Schreien. Sie fiel polternd auf den Holzfußboden und stöhnte wie ein Tier in der Falle, das nicht mehr hoffte, sich befreien zu können. Er drehte sich um seine Achse, hob einen Fuß und trat die Tür hinter sich zu, wobei er sich so anmutig vorkam wie eine Tänzerin aus dem Ballett des *Fenice*.

Sie lag auf dem Fußboden und hatte sich instinktiv zur Seite gedreht. Jetzt konnte er ihre Angst riechen – ein säu-

erlicher Schweißgeruch, der sich mit dem Duft des Veilchenparfums vermischte, das sie benutzte. Sie keuchte leise, aber solange sie nicht schrie, würde niemand sie hören. Einen kurzen Augenblick erwog er, mit ihr zu reden, doch dann erinnerte er sich, warum er gekommen war.

Er ging in die Knie und zog das Messer aus seinem Gürtel. Da zu befürchten stand, dass sie kreischen würde, wenn er ihr den Kopf nach hinten bog, um an ihre Kehle zu kommen, stieß er das Messer einfach in ihren Rücken. Dann drehte er sie um und riss ihr Kleid auf. Er legte seine Hand auf ihre Brust und spürte drei Herzschläge, unregelmäßig und schwach, wie Fische, die am Ufer zappeln. Als seine Daumen ihre Kehle zusammenpressten, um ihr den Rest zu geben, hörte er ein Geräusch an der Tür.

Der Hof war kleiner, als sie erwartet hatte, ein längliches Viereck, umschlossen von hohen Fassaden, in denen ein paar erleuchtete Fenster zu sehen waren. Vor einer der Wände zeichnete sich undeutlich ein zweirädriger Wagen ab, wie Gemüsehändler ihn benutzen, daneben standen ein paar Fässer.

Das Mädchen humpelte keuchend zu der Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes, riss sie auf und stand in einem durch eine Ölfunzel spärlich erleuchteten Gang. Bevor ihre Netzhaut etwas registrierte, roch sie das Wasser am Ende des Flurs, den unverkennbaren Geruch faulenden Seetangs, der ihr lakonisch mitteilte, dass der Flur an einem Wassertor endete und sie in der Falle saß.

Hastig wich sie weiter in den Gang hinein, stieß im Dunklen mit der Hüfte an eine Klinke und drückte sie ohne nachzudenken nach unten. Die Tür ging widerstandslos auf. Sie schlüpfte in die Wohnung, ließ die Tür hinter sich in das Schloss gleiten. Noch während sie sich umdrehte, schloss sie die Augen, um zu lauschen.

Schritte kamen näher, bewegten sich polternd den Flur hinunter. Sie hörte, wie vier schwere Stiefel einen Moment lang am Wassertor verharrten und auf dem Rückweg wieder eine Armeslänge von ihrem klopfenden Herzen entfernt vorbeiliefen.

Das Mädchen ließ seine Stirn an die Tür sinken und holte tief Luft. Sie bemerkte, wie sich ihre Angst bereits in Befriedigung darüber verwandelte, dass es ihr gelungen war zu entkommen. Als sie kurz davor war, in albernes Kichern auszubrechen, hörte sie hinter sich ein Klirren und wirbelte herum.

Drei Schritte von ihr entfernt auf dem Fußboden hockte ein Mann. Da das Licht der Petroleumlampe von hinten auf ihn fiel, lag sein Gesicht im Schatten. Aber der Schatten erstreckte sich nicht so weit, dass man die Frau hätte übersehen können, die vor ihm auf dem Rücken lag. Ihr Gesicht war im Schein der Lampe gut zu erkennen. Sie hatte ihren Kopf ein wenig zur Seite geneigt, und das Mädchen konnte ihre Augen sehen, die aufmerksam an die Decke starrten, obwohl klar war, dass sie nichts sahen und auch nie wieder etwas sehen würden. Der Mund der Frau war weit aufgerissen, wie ein sperrangelweit geöffnetes Tor, und ihr Gesicht drückte noch im Tod grenzenloses Erschrecken aus.

Sie machte unwillkürlich einen Schritt zurück, stieß hart an die Tür, schrie aber nicht.

Vermutlich, dachte sie später, war es das, was ihr das Leben rettete. Ihr Schweigen brachte ihn aus dem Konzept. Er wandte nur kurz den Kopf nach links, hob etwas Metallisches vom Fußboden und schob es in seinen Gürtel. Ganz kurz sah sie dabei sein Gesicht – ein hageres Gesicht mit auffälligen, buschigen Augenbrauen.

Dann stand der Mann auf und schlug seinen Mantel zu. Sie konnte seine Augen nicht erkennen, aber als er den Zeigefinger seiner rechten Hand auf seine Lippen legte, spürte sie, dass er sie fragend ansah. Sie nickte mechanisch, und

für die Dauer eines Lidschlages hatte sie das Gefühl, als sei etwas Fremdes in sie eingedrungen – nicht in ihren Körper, aber in ihren Verstand. Er steuerte hinkend auf die Tür zu, und sie wich zur Seite. Als er an ihr vorbeikam, hob er den Arm. Ob diese Geste sein Gesicht verdecken oder aber einen zynischen Gruß bedeutet sollte, blieb offen.

Eine Stunde später – inzwischen war es kurz nach Mitternacht – stand sie auf der Riva degli Schiavoni und sah zu, wie die *Erzherzog Sigmund*, die neun Stunden später in Triest eintreffen würde, sich langsam vom Kai löste und ihren Bug schwerfällig zum offenen Wasser hin schwenkte. Die Bewegung der riesigen Schaufelräder wurde schneller, schaumige Wirbel bildeten sich an beiden Seiten des Schiffes, und die Petroleumlampen am Heck setzten funkelnde Lichter auf die Schleppe aus weißem Wasser, die der Rad-dampfer hinter sich herzog.

Dass sie den hinkenden Mann vom Rio della Verona vor ein paar Minuten noch einmal gesehen hatte, war erst in ihr Bewusstsein gedrungen, als der Bursche bereits das Deck der *Erzherzog Sigmund* betreten hatte – als letzter Passagier, denn unmittelbar danach begann das Ablegemanöver des Dampfers. Ihr Schock war umso größer, als sie sich, seit sie die Wohnung am Rio della Verona verlassen hatte, immer wieder dieselbe Frage gestellt hatte: War dies alles tatsächlich geschehen, oder hatte es sich lediglich um einen üblen, wenn auch äußerst realistischen Traum gehandelt? Auf dem Weg zur Piazza San Marco war ihr Verstand (oder das, was noch von ihm übrig war) zwischen diesen beiden Möglichkeiten hin- und hergependelt wie eine Kompassnadel in einer Landschaft, in der es zu viele Mineralvorkommen gibt. Und vermutlich, dachte sie, hatte die Nadel, als sie den hinkenden Mann auf der Gangway entdeckte, gerade in Richtung Traum gezeigt.

Jedenfalls hatte der Bursche kein Gepäck bei sich gehabt. Das konnte bedeuten, dass er in Venedig zu Hause war und lediglich für einen kurzen Besuch nach Triest fuhr - also zurückkommen würde. Dann könnte es gefährlich sein, ihm wieder zu begegnen. Allerdings war auch denkbar, dass es sich bei dem Mann um einen Fremden handelte, dessen Gepäck bereits vorher auf die *Erzherzog Sigmund* gebracht worden war. Schließlich hatte er etwas anderes zu tun gehabt, als sich persönlich um seine Koffer zu kümmern. Richtig?

Die *Erzherzog Sigmund*, deren Lichter jetzt langsam im nächtlichen Dunst verschwanden, ließ kurz ihr Nebelhorn ertönen und scheuchte ein halbes Dutzend Möwen auf, die sich auf dem Geländer des Anlegers niedergelassen hatten. Die Möwen flogen alle im selben Moment auf, und ihre Schwingen flatterten wie Laken auf der Wäscheleine. Ein Windstoß wehte ihr Haar zurück, und sie konnte den bevorstehenden Regen in der Luft riechen.

Sie drehte sich langsam um und spürte auf einmal, wie sich ihre Finger immer noch um den kleinen Gegenstand krampften, den sie in der Wohnung aufgehoben hatte. Es handelte sich um ein goldenes Medaillon, eine kleine ovale Kapsel, die das Bild eines bärtigen Mannes enthielt. In ein paar Wochen, dachte sie, wenn Gras über die Angelegenheit gewachsen wäre, würde sie das Bild wegwerfen und das Medaillon verkaufen. Sie war sich ganz sicher, dass sie einen guten Preis dafür erzielen würde.

## 2

Der Traum kam gewöhnlich im Morgengrauen – alle intensiven Träume, so war sein Eindruck, kamen im Morgengrauen. In seinem Traum lag die Stadt, durch die sich der Katafalk mit dem kaiserlichen Leichnam bewegte, meist unter einer Dunstglocke von Ruß und Nebel, und wenn die Sonne schien, was selten vorkam, dann war sie so klein und trübe wie eine angelaufene Kupfermünze. Jedes Mal, wenn der Zug der schwarzen Pferdewagen vor der Hofkirche zum Stehen kam, fühlte er sich schuldig.

Er hatte diesen Traum zum ersten Mal im April des Jahres 1859 geträumt, als ihn sein kaiserlicher Bruder von einem Tag auf den anderen als Generalgouverneur von Venetien-Lombardien abgesetzt hatte. Seitdem träumte er ihn alle drei Monate, immer den gleichen Traum, mit kleinen, unbedeutenden Variationen. Manchmal schneite es, anstatt zu regnen, und oft war der Schnee dann voller Blut. Das war eine Variante des Traumes, die er hasste und die ihm die Befriedigung darüber, dass er jetzt seinen Bruder als Souverän des Habsburgerreiches abgelöst hatte, vergällte. Aber es gab auch andere Varianten dieses Traums – Varianten, die er liebte.

In der schönsten Variante (die nie über seine Lippen gekommen wäre, selbst wenn man ihn mit glühenden Kohlen und Skorpionen gefoltert hätte) stand er nach dem Begräbnis mit seiner Schwägerin Elisabeth in der Kapuzinergruft und spürte, wie der Stoff seiner Admiralsuniform den schwarzen Atlas ihres Trauerkleides berührte. Er rieb sich wie zufällig an ihrer Hüfte, während seine Hand, die sich tröstend um ihre schmale Taille gelegt hatte, langsam nach oben wanderte, um festzustellen, dass das Gerücht, das über Elisabeth im Umlauf war, zutraf. Seine Schwägerin trug tatsächlich kein Mieder. Und unter ihrem schwarzen

Kleid hatte sie, wie er ein paar Minuten später feststellte, erstaunlich wenig an.

Am 3. Oktober 1863 erwachte Maximilian, Erzherzog von Österreich, kurz nach neun Uhr morgens aus dieser *speziellen* Variante seines Traumes und wäre am liebsten sofort wieder eingeschlafen. Diesmal war der Traum besonders intensiv gewesen.

Er legte den angewinkelten Arm an die Stirn und seufzte. Der Seufzer, den er von sich gab, war außerordentlich komplex, denn er enthielt nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe von Gedanken. Einmal den Gedanken an die Freuden der Kapuzinergruft, dann den Gedanken an seine katastrophale Finanzlage und schließlich den Gedanken an das Programm des heutigen Tages, das zu bewältigen war.

Die mexikanische Delegation hatte sich für zwölf Uhr angesagt. Also blieben ihm fünf Stunden, um noch einmal seine Ansprache durchzugehen, mit seiner Gattin, der Erzherzogin Charlotte, ein spätes Frühstück einzunehmen und sich sorgfältig anzukleiden – womit sich bereits ein schwerwiegendes Problem stellte.

Sollte er die Uniform eines österreichischen Konteradmirals anziehen, zugehängt mit allen Orden, die ihm sein kaiserlicher Bruder verliehen hatte? Nein – denn im Grunde war er bereits kein österreichischer Konteradmiral mehr. Blieb also nur der Frack, was wiederum zu republikanisch aussehen würde. Immerhin hatte die mexikanische Delegation nicht die Absicht, ihn zum Präsidenten der Mexikanischen Republik zu machen, sondern zum Kaiser von Mexiko.

Maximilian schlug die Decke zurück, schob die Beine zur Seite und setzte sich vorsichtig auf der Bettkante auf. Merkwürdigerweise reagierte sein Körper auf die Verlagerung in die Senkrechte mit großer Gelassenheit. Kein plötzlicher Schwindelanfall, keine schlagartige Verwandlung sei-



nes Zimmers in ein rasendes Karussell – es passierte gar nichts. Er hatte nach den drei (oder vier?) Flaschen Tokajer, die er gestern Abend beim Kartenspiel getrunken hatte, einen dröhnenden Kater erwartet, aber jetzt fühlte er sich nur ein wenig benommen. Das war alles, und es konnte nur daran liegen, dass sich sein Organismus bereits den Anforderungen angepasst hatte, die sein hohes Amt bald an ihn stellen würde.

Kaiser von Mexiko! Maximilian hätte sofort zugegeben, dass sich dieser Titel ein wenig – nun ja, vielleicht auch mehr als nur ein wenig – nach Operette anhörte. Andererseits war nicht zu bestreiten, dass seine Situation hier in Europa mit jedem Tag unhaltbarer wurde. Seine Position als Konteradmiral der österreichischen Marine war ein Witz (die österreichische Marine selber war ein Witz) und einem Mann mit seinen Fähigkeiten völlig unangemessen. Ebenso unangemessen wie seine Apanage, die ihn (und oft mit beträchtlicher Verspätung) halbjährlich aus Wien erreichte. Seine Einkünfte betrug einhundertfünfzigtausend Gulden im Jahr. Die Schulden, die er im Laufe der Jahre angehäuft hatte, schätzte er (leider hatte er ein wenig die Übersicht verloren) auf mindestens eine drei viertel Million. Und von den einhundertfünfzigtausend Gulden gingen bereits knapp sechzigtausend für Zinsen weg. Das alles war so ... erniedrigend.

Maximilian erhob sich schwankend, durchquerte sein Schlafzimmer mit dem schaukelnden Gang eines Matrosen, der nach langer Seereise wieder festen Boden unter den Füßen hat, und trat ans Fenster.

Über dem Meer, das direkt an die Felsen heranreichte, auf denen das Schloss Miramar erbaut worden war, lag immer noch eine morgendliche Dunstschicht, aber der Himmel war bereits vollständig klar. Zwei Fischerboote, die von Triest her kamen, bewegten sich langsam am Horizont, ihre Segel blitzten in der Sonne. Bald würde sich ein strah-

lend blauer Himmel über dem Golf von Triest wölben, und bei dem Gedanken, dass sein kaiserlicher Bruder gezwungen war, den größten Teil des Jahres im muffigen Schloss Schönbrunn zu verbringen, lächelte er.

Dann fiel sein Blick auf das aufwändig in das Gestein gesprengte Hafenbecken und die beiden ägyptischen Marmorsphinxen, die die Einfahrt flankierten. Seine Miene verdüsterte sich schlagartig, als er an die Unsummen dachte, die allein die Anlage des Hafens verschlungen hatte. Tatsache war, dass Schloss Miramar mit Geld finanziert war, das er nicht besaß, und sein kaiserlicher Bruder ließ keine Gelegenheit aus, ihm diesen Umstand unter die Nase zu reiben.

So gesehen war es nur logisch, dass er, Maximilian, sofort elektrisiert gewesen war, als man ihm im September 1861 die mexikanische Kaiserkrone angeboten hatte. Er hatte nicht auf der Stelle zugesagt, das wäre voreilig gewesen, auch herrschte in der ehemaligen spanischen Kolonie immer noch ein gewisses Chaos. Doch nachdem es der französischen Invasionsarmee gelungen war, erst Puebla und dann Mexiko-Stadt von den Juaristas zurückzuerobern, hatte er seine Bereitschaft, die mexikanische Kaiserkrone anzunehmen, deutlich signalisiert. Mexiko! Ein Land mit fruchtbarer, tropischer Erde, einer (hatte ihm jemand erzählt) emsigen Bevölkerung und ein Land voller – Bodenschätze!

Maximilian (der an Cortez und Pizarro denken musste) schloss vor lauter Erregung die Augen, als er an die Bergwerke der Sonora dachte. Stollen voller Silber! Ungeheure Schätze, die nur darauf warteten, seine Schulden zu tilgen und sich später in zinnenbewehrte Schlösser und schimmernde Marmorgalerien zu verwandeln. Wenn sich die politischen Verhältnisse in Mexiko stabilisiert hatten, würde er Lizenzen erteilen und Provisionen kassieren. Beim Gedanken an die Provisionen straffte sich seine Gestalt. Er richtete

te sich auf. Seine Gesichtszüge wurden hart und würdevoll, und er schien um ein paar Zentimeter zu wachsen.

In dieser staatsmännischen Haltung (Maximilian hatte inzwischen beschlossen, die mexikanische Delegation in der Uniform eines ungarischen Pandurengenerals zu empfangen – eine Uniform, zu der ein Tigerfell gehörte und die den angemessenen Einschlag ins Phantastische hatte) traf ihn Schertzenlechner an. Sein Kammerdiener und Privatsekretär betrat kurz nach zehn Uhr das erzherzogliche Schlafzimmer. Auf dem Tablett, das er in den Händen trug, standen eine Tasse Milchkaffee und ein silberner Teller mit zwei Hörnchen.

Noch bevor Schertzenlechner das Tablett abgesetzt hatte, sah Maximilian in seinen Augen, dass er es getan hatte – und auch, dass er es ablehnen würde, ihm von den grausamen Einzelheiten zu berichten.

Das Schlimme war, dass es eine echte *affaire du cœur* gewesen war und dass er, Maximilian, das Mädchen zum Schluss tatsächlich geliebt hatte. Nicht nur wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit seiner kaiserlichen Schwägerin, sondern weil sie nach zwei oder drei Monaten ihrer Bekanntschaft eine aufrichtige Zuneigung zu ihm entwickelt hatte. Das hatte ihn gerührt – umso mehr, als ihr damals noch nicht klar gewesen war, mit wem sie es zu tun hatte. Und als sie es erfuhr, machte es keinen Unterschied für sie. Doch spätestens zu dem Zeitpunkt, als die mexikanische Nationalversammlung ihn im Juni dieses Jahres zum Kaiser von Mexiko proklamiert hatte, lag es auf der Hand, dass er ihre Beziehung beenden musste. Ein Skandal hätte alles gefährden können.

Maximilian hatte lange überlegt, auf welche Weise er sich von ihr trennen sollte. Er war dann zu dem Schluss gekommen, dass ihm die Größe seiner Aufgabe (immerhin ging es um das Schicksal eines ganzen Kontinents) kei-

ne Gefühlsduseleien gestattete. Hier war eine radikale Lösung erforderlich gewesen, ein *staatsmännisches* Machtwort, das einen endgültigen Schlusstrich zog. Eine Lösung, die ausschloss, dass sie ihm nach der Trennung gefährlich werden konnte - notfalls auch eine brutale Lösung. Wenn er bereits zu einem so frühen Zeitpunkt sentimental wurde, hatte sich Maximilian gesagt, konnte er gleich einpacken ...

«Hat alles ...» Er brach ab, wich dem Blick Schertzenlechners aus und räusperte sich. «Ich meine, ist alles ohne Schwierigkeiten ...»

Schertzenlechner verneigte sich, ohne eine Miene zu verziehen. Er war ganz der pflichtbewusste Diener, der seinen Auftrag korrekt erfüllt hatte - obgleich dieser Auftrag den Rahmen seiner gewöhnlichen Pflichten ein wenig gesprengt hatte. «Es verlief alles zufrieden stellend, Majestät.»

Maximilian fand das Wort «zufrieden stellend» in diesem Zusammenhang geschmacklos. Andererseits sprach aus Schertzenlechners Verhalten die Härte, die in der momentanen Situation dringend erforderlich war, und einen Augenblick lang bewunderte er ihn. Dass Schertzenlechner ihn mit *Majestät* ansprach, war nicht korrekt, denn noch hatte er den mexikanischen Thron nicht bestiegen. Aber Maximilian korrigierte diese protokollarische Übertreibung nie. Er genoss es, wenn Schertzenlechner ihn so titulierte. Dann fühlte er sich jedes Mal so ... majestätisch.

Er seufzte und tunkte vorsichtig sein Hörnchen in den Milchkaffee, wobei er sich bemühte, nicht auf die weiße Tischdecke zu kleckern. Wenn Charlotte, seine Gattin und Tochter des Königs von Belgien, überraschend bei ihm aufkreuzte (womit man immer rechnen musste), würde sie die Flecken bemerken und ihn mit einem ihrer missbilligenden Blicke bedenken, die bei ihm immer Magenkrämpfe auslösten.

Maximilian biss von seinem Hörnchen ab und trank vorsichtig einen Schluck aus seiner Kaffeetasse. Dann fragte er, ohne Schertzenlechner in die Augen zu sehen: «Und sie hat keine Schwierigkeiten ...»

Schertzenlechner schüttelte den Kopf. «Nein, hat sie nicht.» Er entblößte seine Zähne zu einem unangenehmen Lächeln. «Es ging alles sehr schnell. Ich war höchstens fünf Minuten in ihrer Wohnung.»

«Und es hat Sie niemand gesehen? Kein Nachbar? Kein Passant?»

Schertzenlechner schüttelte den Kopf. «Es war so neblig, dass man kaum die Hand vor Augen erkennen konnte, Kaiserliche Hoheit.»

Maximilian machte immer noch ein skeptisches Gesicht. «Sie sind sicher, dass Sie keine Spuren hinterlassen haben?»

Schertzenlechner erneuerte sein Lächeln. «Ganz sicher.»

«Ich kann es mir nicht leisten, kompromittiert zu werden. Nicht im Moment.»

«Ich weiß, Majestät.»

Maximilian stieß ein heiseres Räuspern aus. Er fühlte sich auf einmal völlig erschöpft. «Die Geier kreisen überall.»

Schertzenlechner verbeugte sich. «Gewiss.»

Bei dem Wort «Geier» musste Maximilian wieder an Mexiko denken und daran, wie er und das Mädchen hin und wieder über die Möglichkeit nachgedacht hatten, sie mit in seine neue Heimat zu nehmen. Doch anstatt ein Schiff in die Neue Welt zu besteigen und sich dort dank kaiserlicher Huld (sie hatten scherzhaft darüber gesprochen) in eine Gräfin von Guadalajara zu verwandeln, hatte ihr das Schicksal ein ganz anderes Los zugewiesen. Nein – korrigierte er sich. Es war nicht das Schicksal, das ihr dieses

Los zugewiesen hatte. Er selber, sein eigener Befehl, hatte dazu geführt, und er konnte nur hoffen, dass ...

Maximilian schloss die Augen und spürte, wie die Panik mit unzähligen kleinen Rattenzähnen an seinem Verstand zu nagen begann. Die Geier, die ihn eben noch an ein raues Märchenland erinnert hatten, kreisten jetzt lauernd über ihm - vor einem Himmel, der aussah wie ein blutgetränkter Vorhang.

Das Bild vor seinem inneren Auge war so intensiv, dass Maximilian unwillkürlich die Lider öffnete und einen erschrockenen Blick an die Decke warf. Aber da hing nur der gläserne venezianische Kronleuchter - eine mit viel Geschmack ausgewählte Kostbarkeit aus dem *settecento*, die ihn ein kleines Vermögen gekostet und zu einem unangenehmen Gespräch mit seinem Bruder geführt hatte.

Als Maximilian, Erzherzog von Österreich, sich kurz nach zwölf in die Empfangsräume des Schlosses Miramar begab und ihm die Hochrufe der mexikanischen Delegation entgegenschallten (ein paar Mexikaner trugen tatsächlich Sombreros und sahen aus wie Statisten in einer Offenbach-Operette), war ihm schlecht. Sein Magen, von dem er geglaubt hatte, er hätte die letzte Nacht gut überstanden, lag wie ein Wackerstein in seinem Körper und gab beunruhigende, kollende Geräusche von sich. Eigentlich hatte er vorgehabt, den großen Salon im Erdgeschoss blitzenden Auges und federnden Schrittes zu betreten. Stattdessen stellte es sich als schwierig heraus, einen Fuß vor den anderen zu setzen, ohne dass seine Beine hoffnungslos durcheinander gerieten.

Seine spanische Ansprache litt darunter, dass er - ohne es zu merken - partienweise ins Italienische verfiel und plötzlich in den Text seiner Standardansprache an die Seekadetten geriet. Der allgemeine Eindruck war der, dass der zukünftige Kaiser von Mexiko bereits jetzt die Last der Kro-

ne spürte, die alsbald auf seinem Haupt ruhen würde. Das trug ihm viel Sympathie ein.

Außerdem wurde die Uniform eines ungarischen Pandurengenerals aufrichtig bewundert. Maximilian spürte es an der Art, wie die rollenden Augen seiner mexikanischen Untertanen auf seinem goldbordierten, von einem roten Federbusch überragten Dreimaster ruhten. Speziell das um die Schulter geschlungene Tigerfell brachte ihm großen Respekt ein. Die Uniform war - militärisch gesprochen - ein Volltreffer.

### 3

«Maximilian hat *was* getragen?», fragte Tron.

Er saß am Fenster und bewunderte die Selbstverständlichkeit, mit der die Fenster im Palazzo der Principessa di Montalcino den Regen zurückhielten, der gegen die Scheiben trommelte. Wenn es stark regnete, musste man im Palazzo Tron mit Eimer und Lappen hantieren – dann leckte der Palazzo wie ein geflickter Kessel.

«Die Uniform eines ungarischen Pandurengenerals», sagte die Principessa. «Mit einem Tigerfell über der Schulter.»

Sie hatte es sich auf ihrer Récamiere bequem gemacht, und in ihrem schlichten Hauskleid erinnerte sie Tron an Canovas Skulptur von Joséphine de Beauharnais. Als einziges Schmuckstück trug die Principessa eine Brosche mit einem Smaragd, der fast dieselbe Farbe hatte wie ihre Augen.

Tron beugte sich in seinem Sessel nach vorn. «Ein Tigerfell?»

«Das Fell gehört zur Uniform.»

«Hat das nicht albern ausgesehen?»

Die Principessa zog die Augenbrauen hoch. «Absolut nicht. Die mexikanische Delegation war tief beeindruckt.»

Sie wandte ihr Gesicht dem äthiopischen Diener zu, der mit frischem Kaffee auf der Schwelle des Salons erschienen war, und gab Tron die Gelegenheit, ihr perfektes Profil zu bewundern. Der Diener trug Pluderhosen und einen Turban, im Gürtel einen Krummdolch. Kein Wunder, dachte Tron, dass die Principessa Uniformen mit Tigerfell für normal hielt.

«Stell ihn auf den Tisch, Moussada», sagte die Principessa.

Hatte sie ihn jetzt *Moussada* oder *Massouda* genannt? Tron fand, dass die äthiopischen Diener der Principessa al-



le ziemlich ähnlich aussahen. War das derselbe Diener, der vor zehn Minuten die Vorhänge geöffnet hatte? Aber der hatte, soweit sich Tron erinnerte, einen grünen Turban getragen, und dieser Turban hier war rot. Dann gab es noch den Diener mit blauem Turban, der vor einer halben Stunde die Post in den Salon gebracht hatte. Zu dem hatte die Principessa vorhin *Wassouda* gesagt - oder *Woussada*?

Tron seufzte. Das alles war genauso verwirrend wie der obszöne Luxus, der im Palazzo Balbi-Valier herrschte. Der Salon der Principessa war reinstes *settecento* - in seiner schlichten Hausjacke, ohne Kavaliersdegen und Schnallenschuhe, kam er sich immer falsch angezogen vor. Bei den Möbeln handelte es sich um kostbare, in Paris ersteigerte Einzelstücke, und an den Wänden hingen, Rahmen an Rahmen, Originale von Guardi, Tiepolo und Piazzetta - Gemälde, nach denen sich Trons Freund Alphonse de Sivry, der an der Piazza ein Antiquitätengeschäft betrieb, die Finger geleckert hätte. Allerdings war es unwahrscheinlich, dass die Principessa ihre Bilder jemals würde verkaufen müssen. Dafür liefen ihre Geschäfte - Glas, Getreide, Bergbau - zu gut.

«Ich habe immer noch nicht verstanden, was du auf dem Empfang der mexikanischen Delegation wolltest», sagte Tron, nachdem der Diener den Salon verlassen hatte.

«Maximilian braucht dringend ausländisches Kapital», sagte die Principessa. Wie immer, wenn sie über Geld sprach, klang ihre Stimme kühl und distanziert. «Außer mir war auch ein Vertreter des Wiener Bankvereins auf dem Empfang. Ihm hat das Tigerfell nicht gefallen, aber die Mexikaner waren begeistert. Der Tiger ist der König des Dschungels. Das Tier, das alle anderen Tiere beherrscht.»

«Jeder Esel kann sich ein Tigerfell umhängen.»

«Nicht jeder Esel kommt auf den Gedanken. Wir schicken ganze Schiffsladungen Glas nach Amerika, und unser Glas ist nicht besser als das, was sie in Baltimore

oder in Boston herstellen. Aber wir vertreiben unser Glas in Schachteln, auf denen in großen Buchstaben *VENEZIA* steht. Wir verkaufen nicht nur den Inhalt, sondern auch die Verpackung.»

«Und genauso ist das mit Maximilians Uniform?»

«Maximilian weiß, was die Mexikaner erwarten, und das gibt er ihnen.»

«Mit einem Tigerfell über der Schulter.»

«Über das nach seiner Ansprache alle geredet haben, was Maximilian vermutlich beabsichtigt hatte. Er kam nicht in die Verlegenheit, sich über sein politisches Programm äußern zu müssen – woher das Geld für eine eigene mexikanische Armee kommen soll, beispielsweise, und wie er es mit den Kirchengütern halten wird, die Benito Juárez konfisziert hat. Der Erzherzog ist ein Liberaler. Aber nach Mexiko geht er als Galionsfigur der Konservativen. Er muss also lavieren.»

«Hattest du Gelegenheit, ihn zu sprechen?»

«Ich bin ihm vorgestellt worden. Er hat sich gleich nach dir erkundigt. Seine Schwägerin Elisabeth hat offenbar ein Loblied auf dich gesungen. Er wollte wissen, ob du immer noch im Amt bist.»

Tron hob die Augenbrauen. «Gab es einen Grund für diese Frage?»

«Vermutlich wollte er dem Gespräch eine persönliche Note geben.»

«Weiß der Erzherzog, dass wir verlobt sind?»

«Er weiß nur, dass wir uns kennen.»

«Dann hat zumindest *er* sich also nicht nach einem Heiratstermin erkundigt.»

«Aha. Hat deine Mutter wieder eine Bemerkung gemacht?»

«Allerdings.»

«Was hast du geantwortet?»

«Das Übliche. Dass du erst nach deiner Geschäftsreise nach Wien über einen Termin für unsere Hochzeit nachdenken kannst. Dass die neue Glaskollektion für den Verkauf in Frankreich so wichtig ist, dass du nach Paris musst: Das hört sich die Contessa jetzt schon über ein Jahr an. Sie fragt sich natürlich, ob wir ...»

«Uns noch lieben?»

Tron nickte.

«Du inzwischen auch?»

«Ich bin nicht egozentrisch genug, um kein Verständnis für dein Zögern zu haben. Du brauchst freien Raum um dich herum, und einen Teil dieses Raumes würdest du an mich abgeben müssen, wenn wir verheiratet wären. Aber es gibt noch einen anderen Grund, weswegen ich dich nicht dränge.»

«Welcher?»

Tron zögerte ein paar Sekunden. «Dein Geld. Du kennst den Zustand, in dem der Palazzo Tron ist. Es finden jede Menge Heiraten in Venedig nur des Geldes wegen statt.»

«Reizt es dich nicht, mit der Polizeiarbeit aufzuhören und dich ganz dem *Emporio della Poesia* zu widmen? Du beschwerst dich doch immer darüber, dass du als Herausgeber nicht genug Zeit hast.»

«Ich würde nicht aufhören zu arbeiten, wenn ich Geld hätte. Ohne die Polizeiarbeit würde ich mich vermutlich den ganzen Tag mit dem *Emporio della Poesia* beschäftigen und langsam die Bodenhaftung verlieren.»

«Es gibt noch andere Möglichkeiten, nicht die Bodenhaftung zu verlieren. Erinnerst du dich an mein Angebot, den Vertrieb innerhalb der Monarchie zu übernehmen?»

«Das liegt mir nicht.»

«Du redest, als wollte ich dich mit einem Musterkoffer auf die Reise schicken.»

«Du wirst mich nirgendwohin schicken. Ich habe die Absicht, auch weiterhin jeden Morgen in die *questura* zu gehen. Mein Gehalt reicht mir.»

«Wenn dein Gehalt reichen würde, müsstet ihr euch nicht alle sechs Monate von Teilen eures Inventars trennen. Irgendwann ist das letzte Bild und die letzte Kommode verkauft. Was macht ihr dann? Den Palazzo verhökern?» Die Principessa sah Tron einen Augenblick lang aufmerksam an. «Aber es geht nicht nur um die Bodenhaftung. Habe ich Recht?»

Tron stellte fest, dass er es immer vermieden hatte, sich wirklich Rechenschaft darüber abzulegen, aus welchen Gründen er jeden Tag in die *questura* ging. Natürlich - da war das Geld, ohne das sie nicht über die Runden kamen. Das war ein Motiv, über das er nicht lange nachdenken musste. Und dass seine Arbeit auf der *questura* ihm dabei half, nicht den Kontakt zur Wirklichkeit zu verlieren, traf ebenfalls zu. Aber die Principessa hatte Recht. Das war nicht alles.

Er wandte den Kopf zur Seite und blickte aus dem Fenster. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, aber er fiel immer noch so heftig vom Himmel, dass die Häuser auf der anderen Seite des Canalazzo in einem grauen Dunst verschwanden.

Tron sagte: «Es ist das Gefühl, etwas zu tun, dessen Wert nicht in Geld auszudrücken ist. Mich erschreckt die Vorstellung, den Palazzo Tron zu verkaufen, weniger als die Vorstellung, mich selber zu verkaufen.»

«Ist das auch ein Grund, aus dem du mich nicht zur Heirat drängst? Weil du das Gefühl hast, ich würde mir mit meinem Geld neben den Tiepolos und Piazzettas auch einen Tron zulegen wollen?»

«Das wäre dünkelfhaft und arrogant.»

«Genau das wäre es. Aber eine Spur von Dünkel und Arroganz hast du, Tron. Nicht viel, aber eine Spur.»

«Vielleicht.»

Die Principessa lächelte. «Gib es zu.»

«Meinetwegen.» Tron erhob sich, umrundete den Tisch und beugte sich zu einem Kuss herab.

«Du musst gehen?»

Tron nickte. «Wir essen um eins. Alessandro hasst es, wenn ich unpünktlich bin.»

Sie sah ihm nach, wie er den Salon verließ und sich auf der Schwelle noch einmal lächelnd zu ihr umdrehte – ein schmaler, unauffällig wirkender Mann in einem schäbigen Gehpelz, der einen abgegriffenen Zylinderhut in der Hand hielt.

Als Trons Schritte im Vestibül zu hören waren, erhob sich die Principessa von ihrer Récamiere und ging zu dem kleinen Tischchen, auf dem der äthiopische Diener die Post deponiert hatte. Sie fand den Brief sofort, denn die Handschrift war unübersehbar. Beim flüchtigen Durchsehen des Stapels hatte ihr Herz vorhin einen Schlag lang ausgesetzt, aber Tron schien es nicht bemerkt zu haben.

Sie ging zu einem Konsoltisch, über dem ein riesiger Piazzetta hing, schenkte sich einen Cognac ein und kippte das Glas in einem Zug hinunter. Dann ließ sie sich wieder auf der Récamiere nieder und erbrach das Siegel. Sie hasste sich dafür, dass ihre Hände zitterten, als sie den Brief aufriss.

Der Brief bestand aus wenigen Zeilen und war in dem leicht ironischen Ton geschrieben, den er auch im Gespräch anschlug – ein Ton, der sie früher oft irritiert hatte. Er teilte ihr mit, dass er sich seit zwei Tagen in Venedig aufhielt. Er bedauerte, dass er keine Gelegenheit gehabt hatte, sie vorab von seinem Kommen zu unterrichten, aber er entschuldigte sich nicht dafür. Und er bat sie darum, ihn noch heute aufzusuchen. Als Adresse war ein Haus am Rio Madonna dell'Orto in Cannaregio angegeben.

Einen Augenblick verschwammen die Worte vor ihren Augen wie Gestalten, die man durch ein regengepeitschtes Fenster sieht. Sie musste daran denken, wie sie ihm, ebenso überraschend, wie sie jetzt sein Brief erreichte, in Paris im Salon der Herzogin von Berry begegnet war – ein Gespenst aus einer Vergangenheit, von der sie geglaubt hatte, sie längst hinter sich gelassen zu haben.

Die Principessa stand auf, ließ den Brief zu Boden flattern und trat ans Fenster. Der Regen hatte aufgehört, und eine unerwartete Helligkeit ließ die Goldfäden in den Brokatvorhängen aufschimmern. Von der Dogana her kam ein *sandalo*, bewegte sich langsam den Canalazzo herauf, und sie sah, wie der Mann an den Rudern gegen die Kälte und die Feuchtigkeit ankämpfte.

Sie ging zurück und betätigte den Klingelzug, der über ihrer Récamiere an der Wand befestigt war. Als der Diener eintrat, gab ihr der Klang ihrer eigenen Stimme ihre Sicherheit zurück.

«Sag Antonio, dass er meine Gondel fertig machen soll – sofort.»

[...]